

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 107.

Berlin, Donnerstag den 5. September

1844.

Frankreich.

Die Popularität Jasmin's, des Wiederherstellers der Poesie der Troubadours.

Die Völker des Nordens kennen nur wenig die Macht, zu welcher der Vortrag die Poesie erhebt. Ihre Sprachen sind klanglos und starr; sie sprechen mehr zum Verstand und zum Geist, als zum Ohr und zur Phantasie. Der Süden dagegen, wo Alles strahlt und klingt, strebt in seiner Sprache nach musikalischer Wirkung. Diese Wirkung beschränkt sich aber nicht auf das Ohr, wie man gewöhnlich glaubt; sie hat, wie die Musik, mit der Seele eine gewisse Verwandtschaft, welcher der Dichter nur zu Hilfe zu kommen braucht, um den poetischen Eindruck hervorzubringen.

Dieser irren sich, welche behaupten, die Poesie müsse gesungen werden, um ihre ursprüngliche Macht wieder zu gewinnen: sie braucht nur gesprochen zu werden; denn die Worte haben schon in ihrem eigenen Klang einen Ausdruck, der nichts mit dem Ausdruck gemein hat, den die Musik durch die Anordnung und Combination der Töne erreicht. Daher hat auch die Musik dem Verständnis der Lieder Béranger's mehr geschadet, als zu ihrer Popularität beigetragen. Wenn man durch das Ohr die Massen für die Poesie gewinnt, so geschieht es sicherlich nicht, indem man die Musik, die schon in den Worten selbst liegen sollte, erst in die Verse hineinträgt; denn dann fesseln die Töne die Aufmerksamkeit, die sich auf die Worte richten sollte.

Der Dichter muß, wenn er eine vollständige poetische Wirkung erreichen will, ein Auditorium haben. Um zu wissen, wie viel ein Gedicht durch die Declamation gewinnen kann, muß man Jasmin gehört haben. Jasmin selbst ist sich dieser Wirkung bewußt und weiß sie zu benutzen. Seine beiden Gedichte, Abuglo und Franconnetto, sind zwar nicht improvisirt, aber sie sind von vorn herein für den mündlichen Vortrag eingerichtet. Es ist namentlich im „Abuglo“ eine Verschlingung von Maßen und eine Mannigfaltigkeit von Rhythmen, welche diesem Gedicht einen Ausdruck und eine Körperlichkeit geben, die selbst für diejenigen, welche die Verse hören, aber die Sprache nicht verstehen, erkennbar sind. Der materielle Zuschnitt der Phrasen ist von der Art, daß er Schritt für Schritt allen Bewegungen der Leidenschaft folgt, so weit es der menschlichen Stimme möglich ist, sie auszudrücken. So werden die Klagen der jungen Blinden im zweiten Gesang des Gedichts immer eine tiefe Nührung hervorbringen, der man zwar bei der Lectüre, aber nicht beim Hören entgegen kann.

Eben so besitzt Jasmin im höchsten Grade die Kunst der Phrasen durch Declamation, die für die geschriebene Poesie unnütz sind, womit aber der Improvisator und der dramatische Dichter so viel wirken kann. Gerade diese Declamations-Phrasen sind es, die einer Ode von ihm an den König eine unwiderstehliche Kraft geben.

Jasmin's Hauptverdienst ist es also, daß er instinktmäßig zu den großen Traditionen wahrer Volkspoesie zurückgekehrt ist. Dazu kommt noch die Empfänglichkeit, die er in der Bevölkerung findet. Es ist eine wunderbar organisirte Bevölkerung, diese Bevölkerung des südlichen Frankreichs. Die Sonne sendet ihr ihre ganze Gluth, die Erde überschüttet sie mit allen ihren Wohlthaten. Glückliches Klima, wo die Arbeit für den Menschen weniger eine Nothwendigkeit als eine Zerstreung zu seyn scheint! Die Menge liebt hier das Leben in freier Luft: beim geringsten Aufruf ergießt sie sich nach außen, froh ihres Daseyns und der Bewegung. Aus jeder Manifestation ihres Daseyns macht sie ein Fest. Wenn die Zeit der Aernbte oder der Weinlese kommt, ladet man sich durch Gesänge ein und verhält die Arbeit unter Spielen und Tänzen; man entledigt sich nicht der Arbeit wie einer Last, man feiert sie, indem man sie durch ein Fest heiligt. Um etwas Unmögliches zu bezeichnen, sagt man dort: „Wer wird während des Festes zu Pause bleiben?“ Man dürfte nicht daran denken, in diesen belebten Gegenden den Pomp des katholischen Kultus, die läutenden Glocken, die sich entfaltenden Banner, den Glanz der Professionen zu unterdrücken. Alles, was die Gestalt eines Schauspiels annimmt, hat eine unwiderstehliche Macht für diese durchaus heidnischen Phantasien, und Alles, was ein Zusammenströmen der Menge veranlaßt, wird für sie ein Gegenstand des Festes. Indem sich die Menge um den Sänger auf der Straße sammelt, verwandelt sie ihn zuweilen in einen wahren Künstler: so fruchtbar ist die Begeisterung, die beseelt und die sie weiter fortpflanzt. Alle Unterschiede des Ranges und der Erziehung, die überall anderswo so zurückstoßend sind, gehen hier unter in diesem gemeinschaftlichen Daseyn, und andererseits liegt in diesem Rausch, der so lebendig von der Masse auf das Individuum übergeht, Etwas, was die niedrigen und gemeinen Instinkte

unterdrückt, um nur die edeln Seiten der menschlichen Natur hervortreten zu lassen.

Diese enthusiastischen Bevölkerungen sind es, an die Jasmin sich wendet, und seit bald zehn Jahren werden sie nicht müde, ihn zu hören. Es ist wahr, daß Jasmin alle Eigenschaften besitzt, durch welche ein Künstler Alles über die Masse vermag. Seine Physiognomie ist frei und offen, und sein lebendiger Blick giebt ihr eine Beweglichkeit des Ausdrucks, die im Stande ist, die entgegengelegtesten Gefühle der Seele wiederzuspiegeln. Sein Accent, seine Gebärde und sein Vortrag stehen in solcher Harmonie, daß jedes Detail der Declamation wie ein Gemälde hervortritt. So gelingt es Jasmin, der Erzählung das ganze Leben der scenischen Darstellung zu geben, und wir kennen keinen lebenden Schauspieler, der ihm an die Seite gesetzt zu werden verdiente.

Wir sahen sechstausend Blicke drei Stunden lang fortwährend auf einen einzigen Menschen gerichtet. Von dieser ganzen Menge hörte man nur Ein Schluchzen oder Ein schallendes Lachen. Diese Herrschaft des Dichters über alle Individuen, welche die Versammlung bilden, ist unwiderstehlich, so lange die Sitzung dauert. Die Thränen flossen aus den gerührten Augen, der Mund bleibt offen, das Lächeln bildet sich auf den Lippen, und Niemand hat ein Bewußtseyn davon. Der Dichter giebt sich dieser Menge eben so ganz hin, als sie ihm. Die, welche einmal an diesem Schauspiel Theil genommen, können es nicht vergessen. Was uns dabei am meisten hingerissen hat, ist weder die Poesie, noch der Rhapsode, sondern das Publikum, und wir sagten uns: „Glücklich, dreimal glücklich der Dichter, dem es wie Jasmin vergönnt wäre, für seine erschöpfte Muse die göttliche Quelle wiederzufinden, an welcher der Poet von Aegen die seinige gestärkt hat!“

Dieses sympathetische Medium, das Jasmin gefunden hat und in welchem allein die Poesie gedeihen kann, dieses ist es in der That, was unseren Dichtern fehlt. Die Muse hat nicht in sich alle Reize, welche die Phantasie ihr leiht, und sehr oft findet sich der Heerd der Poesie gerade außerhalb des Dichters. Selbst der Musiker, kann er je so viel durch die Musik ausdrücken, als die Menge darin findet? Die Mythologie, diese fleischgewordene Poesie, verdanken wir sie den Dichtern oder nicht vielmehr dem gesammten Griechenland, das für alles Poetische so trefflich organisirt war? Man suche nur ein Volk, das sich von Geschlecht zu Geschlecht an den eigenen Erinnerungen seiner Geschichte begeistert und die Tradition derselben durch Symbolisirung in Aller Gedächtniß verewigt, und man wird gewiß auch mitten in diesem Volk einen Rhapsoden wie Homer finden, der aus diesem wunderbaren Cyclus von Erinnerungen die epische Begeisterung schöpfen wird, oder einen tragischen Dichter, der, wie Aeschylus und Sophokles, alle merkwürdigen Katastrophen, die sich dieses Volk seit Jahrhunderten zu erzählen gewohnt ist, auf die Bühne bringt.

Es war sein eigenes Genie, was Griechenland bewunderte, als es den von seinem Hauch befruchteten Dichtern Beifall klatschte: was bei einer Theater-Vorstellung das Merkwürdigste war, das war nicht jene Poesie, die wir heute noch in den alten Tragikern bewundern, das waren die dreißigtausend Zuschauer auf den Stufen, die sich wie ein Mann bei jedem Vers erhoben, als hätte jeder dieser Verse für diese zarten und reinen Organisationen die Macht eines elektrischen Funkens gehabt.

Man könnte sich noch in Athen glauben, wenn man die südlichen Bevölkerungen sich diesem edlen Kunst-Enthusiasmus hingeben sieht, dem heutzutage fast überall die Masse fremd geworden ist. Jenes Interesse zeigt sich nicht bloß für Jasmin, sondern für alle Künstler, und wir sahen, wie einfache Handwerker in den Sommernächten die ganze Bevölkerung einer Stadt nach sich zogen, während sie mit großer Gewalt und Präzision einige Chöre Rossini's oder Méhul's sangen.

Seit ziemlich langer Zeit war das Patois, trotz der großen Hülfquellen, die es der Poesie bietet, von ihr vernachlässigt worden und diente nur noch zu den groben Bedürfnissen des Lebens. Jasmin ist der Erste in diesem Jahrhundert, der eine seltene poetische Begabung im Dienst des vernachlässigten Patois verwandt hat. Der dankbare Süden hat ihn dafür belohnt, indem er beständig die Liebe zum Idiom auf den Dichter übertrug. Das Patois ist überdies nicht bloß die Sprache des Volkes, sondern es wird im südlichen Frankreich von allen Klassen gesprochen. So haben die Worte, die Jasmin mit so viel Kunst und Grazie außerhalb des gewöhnlichen Gebrauchs anzuwenden weiß, für seine Zuhörer eine Macht des Ausdrucks erlangt, an die der Dichter nicht immer gedacht hatte; sie erschienen ihrer Phantasie wie eben so viele Gemälde oder Erinnerungen. Man begrüßte sie mit gleichem Entzücken, wie Jean Jacques in fremdem Lande das vielgeliebte Sinngrün, das ihn an seine Kindheit und sein Vaterland erinnerte.

Jasmin ist ein wahrer Dichter, aber er verdankt mehr dem Patois als dieses ihm. Auch glauben wir, daß er sich darum vorzüglich für den Dialekt entschieden hat, weil die Kenntnis der französischen Sprache ihm gewisse Studien aufgelegt hätte, die seine Lage ihm nicht zu machen erlaubte, während das Patois der Kritik nicht Rede zu stehen brauchte. Doch jede Sprache hat, wenn auch keine geschriebene Regeln, doch immer ihre Logik und ihre natürlichen Gesetze, und man darf daher den Schriftsteller fragen, ob er den speziellen Genius, unter dessen Wirken die Bildung jedes Idioms vor sich ging, begriffen hat.

Jasmin hat einige französische Poesieen geschrieben, die bald an der Mangelhaftigkeit, bald an einer unglücklichen Verwegenheit des Ausdrucks leiden. In dieselben Fehler verfällt er oft auch im Dialekt. Jasmin kann sich keinen geprüften Meister im Patois nennen. So pflegt er, statt dem gasconischen Wort den metaphorischen Sinn, der gewöhnlich in seiner Wurzel liegt, zu erhalten, die Metapher in die Phrase zu verlegen: dieses Verfahren verleitet seinen Styl zu gewagten Vergleichen und bringt eine unvermeidliche Verwirrung in die Form und die Composition, indem es Phrase und Wort mit einander in Widerspruch setzt. So sagt er, um nur ein Beispiel anzuführen:

Toutz la lairabon, l'adourabon,
Coun' un presté adoro la croutz.

„Alle betrachteten sie (Francounetto) und beteten sie an, wie ein Priester das Kreuz anbetet.“ Würde er sich nicht dem Geist des Patois mehr genähert haben, wenn er, wie Gondouli, gesagt hätte: Toutz li fazèn l'aleto. Fa l'aleto ist ein metaphorischer Ausdruck, wie es deren so viele in den südlichen Dialekten giebt, und heißt: „die Flügel schlagen“, faire l'amour, wie der Tauber, dessen ganzes Gefieder sich bei der Annäherung der Taube bewegt.

Wir könnten Jasmin noch viele solche Ausstellungen im Einzelnen machen: so bedient er sich ohne Unterschied desselben Wortes für das Aktivum und das Neutrum, für die Sache und das lebendige Wesen. S'enharra, „sich erheben“, braucht er bald für die Statue, die man errichtet, bald für den aufsteigenden Adler, statt in dem letzteren Fall s'enaira zu sagen.

Die glänzendste Eigenschaft der Jasmin'schen Verse ist die Verbindung der wohlklingendsten und süßesten Worte des Patois. Die Romanze Francounetto's:

Fariholó' pastouró,
Séréno al co dé glas, u. s. w.

ist das Entzückendste, was man hören kann. Aber was würde der Uebersetzung von dem mehr musikalischen als poetischen Reiz dieser Romanze übrig bleiben?

In einer vor der Akademie von Agen gehaltenen Rede hatte Herr Dumon, der gegenwärtige Minister, den nahen Untergang des Patois vorhergesagt. Jasmin antwortete auf diese Rede mit einer Epistel, in der er sehr bereit für die Unsterblichkeit einer Sprache eifert, auf welcher die Unsterblichkeit seiner Muse beruht. Wie dem auch sey, jedenfalls hat Jasmin Unrecht daran gethan, daß er das Patois in eine ihm fremde Spähe, in den Staub der politischen Arena hineinzog. Was gab es im Schoße dieser Ideen- und Meinungskämpfe für dieses einfache, naive Idiom zu schauen? Kann in dem Geräusch der Bewegungen einer Nationalität der Dialekt eine wiederklingende Saite finden, und wozu ihm ein Vokabularium geben, das den Bedürfnissen, wie den Leidenschaften der Lokalität, dessen Stimme er ist, fern liegt?

Wenn wir hier den naiven und rührenden Dialog Marguerite's und ihres kleinen Bruders im dritten Gesang des Abuglo mit dem politischen Dialog Ramoun é Matioù verglichen, so würde man gewiß in diesen beiden Stücken weder denselben Dichter, noch denselben Dialekt wiedererkennen.

Indem Jasmin so das Patois aus seiner natürlichen Richtung abzog, hat er sowohl sich selbst einen schlechten Dienst geleistet, als auch einen unglücklichen Einfluß im Süden auf eine große Menge von Handwerkern geübt. Es giebt keine irgend bedeutende Stadt, wo seine Stimme nicht ein Duzend Echo's geweckt hat. Er selbst erzählt uns dies, und ist stolz darauf. Aber muß man nicht fragen, was aus diesen Arbeitern, die Jasmin zur Poesie verführt hat, werden soll, wenn man bedenkt, was aus ihm selbst geworden wäre, wenn er, statt seine Werke in achtausend Exemplaren zu verkaufen und vom Minister des öffentlichen Unterrichts eine Pension zu empfangen, mit seinen Versen nicht mehr Erfolg gehabt hätte, als denen seiner Nachahmer zu Theil werden wird? Würde er nicht heute die Zeit zu beklagen haben, die er daran verwandt hat? Er würde sich der Arbeit entwöhnt und gegen das Gewerbe, von dem er leben sollte, Widerwillen gefaßt haben; während er jetzt einen Ruhm darin sucht, sich mit Frisuren zu beschäftigen, damit man ihm dafür Dank wisse, daß er ein Gewerbe beibehalte, das er nicht mehr zu seinem Unterhalte braucht; denn der Titel eines Haarträuslers, mit dem er sich zu schmücken fortfährt, ist nur noch eine Sinecure, von der er die Vortheile zieht, ohne die Beschwerden zu tragen: der Dichter reist auf der Schnellpost, und der Haarträusler hält sich den größeren Theil des Jahres von seinen Kunden entfernt.

Statt seinen Kameraden ein verführerisches Beispiel zu geben, indem er sie glauben macht, daß man ein gefeierter Dichter seyn und doch dabei Handwerker bleiben kann, hätte er vielmehr diesen Unvorsichtigen zeigen sollen, was er selbst geworden, wenn der Erfolg ihm ausgeblieben wäre. Dies war die Lehre, die Jasmin hätte geben müssen, und wir raten ihm, diesen nützlichen und moralischen Pendant zu seinen „Erinnerungen“ hinzuzufügen.

Wenn noch die Handwerker, von denen wir sprechen, sich in den Gränzen des Dialekts hielten, so würden sie vielleicht von Zeit zu Zeit ein süßes oder fröhliches Lied finden, das sich schnell popularisiren und ihnen bei der Arbeit Trost gewähren würde; aber ihr Ergeiz ist größer. Liebesrefrains werden schnell populär, machen aber ihren Urheber nicht bekannt. Wonach sie vor Allem streben, das ist, sich ein Ansehen zu geben, von den Leuten gesehen zu

werden und bedeutende Rollen zu spielen. Darum halten sie der Gesellschaft Straspredigten. Französisch oder im Patois schreiben, wäre für sie einerlei; was liegt an der Sprache, deren sie sich bedienen! Das beste Stück des nach Jasmin bekanntesten Patois-Dichters, des Töpfers Peyrotte, aus der Umgegend von Montpellier, ist eine soziale Poesie, betitelt Lou Christ. Dieses wirklich gute Gedicht leidet an dem Fehler, daß es im Patois geschrieben ist, d. h. daß es mit dem Dialekt sowohl durch den Inhalt, der philosophisch ist, als durch die Form, die ganz französisch ist, im Widerspruch steht.

Brasilien.

Brasilien im Jahre 1844.

II. Ein Ausflug in das Innere.

(Fortsetzung.)

Hinter Porto-d'Estrella erhebt sich die Gegend nach und nach. Die Straße, wenn auch sehr breit, ist durch häufigen Regen zerstört; der Sonne allein ist die Wiederherstellung überlassen, und man muß bei jedem Schritt den Schluchten ausweichen, welche den Weg durchkreuzen. Außerdem hat noch die Regierung für die Unterhaltung dieses nichtunterhaltenen Weges ein Strafgeld festgesetzt. Man bezahlt 30 Reis für die Wegemeile. Dieses Strafgeld ist ein sehr lästiger Zoll für die Karawanen, welche Handelsartikel befördern; die Straßen, welche damit befaßt sind, sind meistens noch nicht einmal beendigt und sehr häufig viel schlechter, als die ganz verlassenen Landwege. Es soll eine Straße von Parahyba, einer kleinen Provinzialstadt, nach Diro-Preto gebaut werden; bei meiner Ankunft in Brasilien waren die Arbeiten schon seit acht Jahren begonnen, und es waren nur 16 Meilen beendigt, d. h. der Erdboden war an dieser Strecke ausgeglichen. Die ersten Meilen hatten ungefähr 10,000 Thlr. gekostet. Es ist übrigens noch zweifelhaft, ob dieser Weg, welcher Millionen kosten wird, die Communication wirklich erleichtert. Es wären Vorstudien nöthig gewesen, welche nicht gemacht worden; ein allgemeiner Plan hätte den Weg gerader werden lassen; man hat sich aber darauf beschränkt, den Umwegen der alten Straße zu folgen. Mehr als zwanzig Jahre werden noch vergehen, ehe diese Straße beendigt seyn wird, obgleich nur Ausgleichungen erforderlich sind, um die Abdachungen weniger abschüssig zu machen. Dieses einzige Beispiel läßt beurtheilen, was das heißen will, öffentliche Arbeiten in Brasilien.

Die Kultur ist, wie die Unterhaltung der Straßen, auf die einfachsten Prozesse zurückgeführt. Man brennt die Wälder ab und säet dann Mais oder pflanzt Kaffee auf den Platz, welchen man so gewonnen. Wenn der Boden unfruchtbar wird, so ist man weit entfernt, durch Düngung dem erschöpften Erdreich nachzuhelfen; man verläßt den Landstrich, welcher sich bald wieder mit neuem Holz bedeckt; zwanzig Jahre später werden diese neu entstandenen Wälder wieder zerstört und die Länder wiederum zur Kultur verwendet. Die schönen Urwälder Brasiliens verschwinden nach und nach, besonders an den Orten, wo das Abtreiben vorthellhaft erscheint; ungeheure Massen mächtiger Bäume werden niedergehauen und auf der Stelle von den Landbesitzern verbrannt, welche so wieder für die Bebauung geeignete Felder gewinnen.

Ich kam bei sehr vielen Bendas vorbei; es sind dies hüttenartige Gashäuser, welche in einem Bohnhause und einem Schoppen zum Schutz für das Gepäck der Maulthiere bestehen. Später gelangte ich in ein liebliches Thal, in welchem die Pulverfabrik der Regierung etablirt ist; einige klare Bäche kreuzen sich hier und unterhalten in dieser anmuthigen Gegend eine angenehme Frische. Die Fabrik besteht in einem langen Gebäude, welches in mehrere Wohnungen eingetheilt ist, die der Direktor und die Beamten getrennt innehaben. Das Pulver wird nach dem europäischen Prozeß fabrizirt; die Mischung findet in einer Maschine statt, welche vom Wasser in Bewegung gesetzt wird. Dieses Institut versertigt nur gemeines und sehr schwaches Pulver. Uebrigens scheint der Verkauf des Pulvers von der Regierung durchaus nicht begünstigt zu werden. Vor meiner Abreise von Rio wollte ich mich mit englischem Pulver versehen; die meisten Kaufleute versicherten mir aber, daß sie dergleichen nicht führen. Die Regierung hatte Befehl gegeben, das eingeführte Pulver aufzukaufen, um es von den Provinzen und den Mißvergnügten daselbst abzuhalten.

Wenn man die Pulverfabrik verläßt, muß man die dichtesten Wälder durchdringen und die steilen Schluchten der Sierra d'Estrella erklettern; ein schlecht geebener Weg macht dieses Hinaufsteigen schwierig und langsam; erst nach Verlauf von drei Stunden erreicht man den Gipfel des Gebirges, wo man jedoch durch eine herrliche Aussicht entschädigt wird. Die ganze Bai von Rio liegt zu unseren Füßen, der Zuckerhut erfüllt den Hintergrund des Gemäldes; kein Standpunkt ist günstiger, um die Bai zu betrachten, deren Umrisse in dieser Entfernung ein harmonisches Ganze bilden. Die Gebirge, welche man nach und nach erstiegen hat, lagern sich um die Sierra mit ihren Hochebenen, die mit den verschiedensten Vegetationen bedeckt sind; im flachen Lande herrscht die Kultur des Mais, des Kaffee's und des Zuckerrohrs; höher im Gebirge findet sich Mais und Kaffee allein, weiter hinauf sieht man nur Waldungen, welche die Menschen verschont haben. Steile Felsen, mit Schwarzeypflanzen bedeckt, von denen sich reißende Bäche mit Geräusch in die Ebene hinabstürzen. Nach einem Augenblick Ruhe machte ich mich wieder auf den Weg und folgte den Ufern des Baches Piabanha, welchen man oft auf hölzernen Brücken überschreitet; er bietet weiterhin, wo er sich mit dem Parahyba vereinigt, einen wilden Anblick dar; Bäume kreuzen sich in der Mitte der Felsen und Klauen tauchen in das Wasser hinab. In Padre-Corréio hielt ich an. Dieses Dorf be-

steht aus einer Kirche und einigen Häusern, die sich um einen Platz erheben, dessen Mittelpunkt ein ungeheurer Feigenbaum bildet. Ich lehrte in einer Venda ein, welche als eine der besten auf dem ganzen Wege bekannt ist; in der That erhielt ich eine Kammer, wo man über einige gekreuzte Stöcke eine Matte ausbreitete. Der Eigentümer war vollkommen überzeugt, daß sein Gasthaus das bequemste in der Welt sey, und daß ich außerordentlich glücklich wäre, aller dieser Genüsse theilhaftig zu seyn.

Mein Mittagessen war indessen eine sehr schwierige Sache. Erst nach drei langen Stunden brachte man mir ein gekochtes Huhn und Reis mit Wasser zubereitet. Die Brasilianer würden lieber sterben als sich beeilen. Die freiwillige oder gezwungene Abschließung der Frauen verlegt den Fremden in die Nothwendigkeit, mit Geduld zu erwarten, was für schlechte Speisen es ihnen vielleicht beliebt mag, ihm zu schicken. Der Fremde bringt nie in das Innere der Häuser ein; die Küche ist das unverlegbare Axiom der Brasilianerinnen; dort verweilen sie, mit einem Hemde, höchstens mit einem Unterrock bekleidet, führen den Vorsitz bei der Sorge für die Wirtschaft und geben ihre Befehle den Regentinnen, wobei sie denn auch wohl die Aufsicht über die Zubereitung der Gerichte führen.

Ich bin nie in das geheiligte Innere gedrungen; zuweilen habe ich jedoch eine Thür aus Neugier geöffnet und mich von dem gränzenlosen Schmutze überzeugt, der in diesem Aufenthaltsorte der Frauen herrscht. Die erbärmlichsten Gerichte stehen mit diesem traurigen Aeußeren im richtigen Verhältnis. Die Brasilianer essen gesalzenes Fleisch, das gewöhnlich schon einen geringen Grad von tauber Gährung eingegangen ist, und schwarze Bohnen, die sie mit Mehl von Maniok oder Mais vermischen.

Parahyba, wo man ankommt, nachdem man Padre-Corrêo noch nicht lange verlassen hat, ist ein kleines Dorf, welches aus einigen Häusern und Juden besteht. Um dorthin zu kommen, muß man auf einer Fähr den Fluß Parahyba überschreiten; er ist ziemlich breit; seine Ufer sind nicht sehr steil, doch machen zahllose Felsen die Schifffahrt unmöglich. Parahyba verdankt seine ganze Bedeutung dem gezwungenen Aufenthalte der Karawanen, welche sich nach Porto-d'Estrella begeben oder nach Diro-Preto zurückkehren. Die Fähr kann nur 6—8 Maulthiere fassen, und wenn die Karawanen etwas zahlreich sind, bedürfen sie mehr als sechs Stunden, um über den Fluß zu kommen. Von einer Brücke über den Parahyba ist gar keine Rede, und so ist man genöthigt, für jedes Thier, es mag beladen seyn oder nicht, einen Zoll von 30 Reis zu bezahlen. Ich mußte die Nacht bei einem Gutbesitzer zubringen, dessen Wohnung sich in der Nähe von Parahyba an einem Ufer erhebt. Die Nacht war schon weit vorgedrückt. Ich mußte den Wald durchwandern, worin ich kaum die ungeheuren Bäume unterscheiden konnte, welche vor mir unübersteigliche Schranken zu bilden schienen. Endlich erreichte ich ein ehemals behautes Thal; ich mußte durch Massen von wildem Bambus durchdringen, und befand mich noch schlimmer wie mitten im Walde. Das Ziel dieser mühsamen Zerrungen, die Wohnung, war eine armselige Fazenda, eine Art von Bauerhof, um den man nur Zuder- und Kaffee-Pflanzungen in einem höchst traurigen Zustande erblickte. Nach einigen Stunden Ruhe in diesem dürftigen Nachtlager drang ich von neuem hinein in die dichten Wälder und durchschritt weitgedehnte Thäler, wo man hier und da Bäume fällte, um Kaffee oder Reis zu pflanzen. Die Pflanzler machen in bestimmten Zwischenräumen flache Böcher und werfen einige Körner Reis oder Mais hinein; wenn das Jahr günstig ist, erhält man in der Regel eine zweihundertfältige Aernde. Die Trockenheit vernichtet zuweilen alle Hoffnungen, und da nirgends eine Spur von Communication existirt, um dem Mangel eines Landstrichs durch den Ueberfluß eines anderen auszuweichen, so ist Hungersnoth die gewöhnliche Folge der Trockenheit. In der Zeit, wo ich Brasilien bereiste, war der Reis sehr theuer geworden, und kostete fünfmal mehr als gewöhnlich. Die Revolution, welche in der Provinz Minas-Geraes stattgefunden, hatte die Bebauung mehrerer Landstriche gänzlich vernichtet. In Beziehung auf einheimische Lebensmittel herrscht in den einzelnen Lokalitäten Brasiliens die höchste Ungleichheit. Gegenden, worin alle Nahrungsmittel im Ueberfluß vorhanden sind, wechseln in größter Nähe mit anderen ab, die am Nothwendigsten Mangel leiden; Jeder baut nur für seine eigenen Bedürfnisse; wenn eine Aernde unglücklich ausfällt, so muß der Pflanzler Mangel leiden und auf die zweite warten. Die Nachbarn sind nicht im Stande, ihm zu helfen, sie haben selbst nur für das Nothwendigste gesorgt.

Bald gelangt man zu einem zweiten Flusse, dem Parahybuna; ungeheure schroffe Felsen erheben sich an seinen Ufern. Früher befand sich über dem Flusse eine hölzerne Brücke, sie wurde aber am 17. Juni 1842 von den Empörern der Provinz Minas-Geraes verbrannt, nur die steinernen Pfeiler sind übriggeblieben. Die Regierung will die ganze Brücke in Stein wieder auführen lassen, „damit sie nicht von neuem verbrannt werde“, sagt man.

Das Dorf Parahybuna besteht wie Parahyba aus einigen schlecht gebauten Häusern, welche vom Zufall zusammengewürfelt zu seyn scheinen. Das einzige, einigermaßen ansehnliche Gebäude diente früherhin den Zollbeamten zur Behausung, welche alle aus der Provinz Minas kommende Waaren untersuchten, und berechtigt waren, das Gold und die Diamanten zu konfisziren, welche man vielleicht der Untersuchung und dem Abzuge des Regierungs-Anteiles entziehen wollte. Ich kam ungehindert frank und frei in die Provinz Minas, und hatte vorher nichts zu bezahlen, als den Zoll für die Fähr und für die angefangene Straße. Meine weitere Reise ging über das sehr waldige Gebirge Mantiqueira, welches ehemals einer Bande von Dieben zum Zufluchtsorte diente, die der Staat sehr lange ihr sonderbares Gewerbe ruhig treiben ließ. Diese Räuber legten den Karawanen einen Tribut auf und machten Irden nieder, der Widerstand leistete. Sie hatten an einer sehr engen Stelle der Straße eine Art von Barrikade errichtet; Menschen und Pferde konnten

nur einzeln nach einander durchschreiten, und so waren zwei Räuber hinreichend, um eine ganze Karawane aufzuhalten. Wenn diese Banditen sich darauf beschränkt hätten, bloß zu stehlen, so würde die Regierung wahrscheinlich sie ganz in Ruhe gelassen haben. (Schluß folgt.)

Marokko.

Bilder aus Marokko.

8. Abreise aus Tanger.

Wir zogen (schreibt Herr Hay) durch den Sof-Strate oder kleinen Marktplatz, wo Gruppen hochgewachsener Rifaner, in ihre Hafts (mit Kapuzen versehene Mäntel) gehüllt, den langen Dolch an der Seite, ohne den der Vregbewohner sich nie vom Hause entfernt, mit entblößtem und kahl geschorenem Kopf, von dem nur eine einzige pechschwarze Locke wild bis an die Schultern herabhängt, auf ihre Agazin oder maurische Eggen gestützt, auf Arbeit warteten, während von Zeit zu Zeit mit gemessenen Schritten ein Taleb (Schriftgelehrter) vorbeiwanderte, der von dem Morgengebete in der großen Moschee zurückkehrte und mit ehrfurchtsvollen Grüßen empfangen wurde. Am „oberen Springbrunnen“ wimmelte es von schwarzen Sklaven, die sich, lärmend und zankend, mit ihren seltsam geformten Krügen herbeidrängten, die Jeder zuerst füllen wollte, während der Jude, Knecht der Knechte, demüthig harrte, bis seine Oberherren, die Befenner des Islam, bedient waren.

Als wir die Thore der Stadt erreichten, kam uns der Pförtner, der greise Hamed ben Chodicho, entgegen. In der einen Hand trug er einen schweren Bund alterthümlicher Schlüssel, in der anderen einen Rosenkranz, den er unaufhörlich betastete, indem er einige von den neunundneunzig Epitheten der Gottheit: „O Geber des Guten für Alle! O Schöpfer!“ u. s. w. hermurmelte, welche Beschäftigung er jedoch zuweilen unterbrach, um die Ur-Urgroßväter des Pöbelhaufens zu verfluchen, dessen ungestümer Andrang ihm lästig wurde. Die schweren, halbvermoderten Stadthore sind zum Theil mit Kameelhäuten überzogen, von denen man aber große Stücke abgeschnitten hat, um als Talisman oder Arzneimittel zu dienen; auf unser Geheiß drehten sie sich knarrend in ihren Angeln, dann öffneten sie sich langsam, und wir verließen die Stadt Tanger.

9. Maurisches Landvolk.

Ich unterbrach den Hadshi in seiner Erzählung, um die Aufmerksamkeit meines spanischen Freundes, Don José Escayena, auf einige Mauren zu lenken, welche Korn drockten. Zu diesem Geschäft werden Stuten gebraucht, an die man ihre Füllen mit dem Kopf oder dem Halse anbindet; in der Mitte steht ein Mann, der die Zügel hält, während ein anderer sie durch Geschrei aufmuntert oder nöthigenfalls mit der Peitsche und der Stachel antreibt. Die Aehren werden den Eseln und Maulthieren aufgeladen. Die Tracht der Landleute besteht aus einem leichten wollenen Hemde; Arme und Beine sind unbedeckt, auf dem Haupte tragen sie aber eine rothe Kappe oder einen kleinen Turban. Die Schuhe werden stets außerhalb der Dreschtenne zurückgelassen, deren Boden von allen Orientalen als heilig betrachtet wird. Es fiel mir auf, daß sie es sorgfältig vermeiden, eine Berechnung über den Ertrag der kommenden Aernde anzustellen; wenn man sie darüber befragt, so scheinen sie es übel zu nehmen und antworten ernst: „Wie es Gott gefallen wird!“ — Ein sonderbarer Gebrauch hat sich unter ihnen erhalten, der ein Ueberbleibsel des Heidenthums seyn mag, zu dessen Zeiten dieser Landstrich und die angrenzenden Provinzen des nördlichen Afrika's die Hauptkornkammer des römischen Reichs bildeten. Wenn das junge Getraide aufschießt, was in der Regel um die Mitte des Februars stattfindet, verfertigen die Frauen in den Dörfern eine weibliche Figur oder große Puppe, die sie in den buntesten Schmutz kleiden, den sie nur austreiben können, und mit Zierrathen bedecken, wozu das ganze Dorf beiträgt und wozu auch ein hoher, spitziger Kopfsuß gehört. Diese Figur, die sie Mata nennen, wird in feierlicher Prozession und unter Absingung eines eigens dazu bestimmten Liedes um die Felder getragen. Die Frau, welche die Puppe hält, muß sie derjenigen von ihren Gesährtinnen abtreten, die rasch genug ist, ihr während der Prozession zuvorzukommen, was zu vielen Wettläufen und Zänkereien Anlaß giebt. Bei den Männern herrscht ein ähnlicher Gebrauch, den sie jedoch zu Pferde ausführen.

10. Ankunft in Laraisch.

Wir ritten durch das Thor von Laraisch (St. Arisch) in der Begleitung eines zudringlichen Pöbels, dem wir die Erlaubniß gaben, die Nazarenen nach Belieben zu verwünschen, so lange es nicht in unserem Beiseyn geschah, den wir aber mit dem Zorn des Pascha's bedrohten, wenn Jemand es wagen sollte, „unsere Großväter zu verbrennen“, wie man hier zu sagen pflegt, d. h. sich ungebührlich zu betragen. Die Einwohner von Laraisch haben ein abstoßendes Aeußere und unterscheiden sich stark von den übrigen Mauren; sie sind eine Mischlingrace und haben viel Negerblut in ihren Adern. Wir stiegen in der Wohnung des britischen Konsular-Agenten ab — einer elenden Hütte, die man hier mit dem hochtrabenden Worten eines Palacio bezeichnet. Unser Wirth war ein Jude, ein Nachkomme jener unglücklichen Hebräer, die vor drei Jahrhunderten durch fanatische Zeloten aus Spanien vertrieben wurden.

Nachdem man das Mittagessen aufgetragen, trat der Hausherr an den Tisch, und da er ein Rabbi war, so verrichtete er beim Zerlegen der Speisen und Ausgießen des Weins eine Menge Ceremonien und Gebete, die für uns Ungläubige Pokus-Pokus waren. Es war am Vorabend des Sabbaths, und er

durfte weder Feuer noch Licht anrühren. Wie groß die Macht des Aberglaubens unter diesen ausgearteten Kindern Israel's ist, geht aus der Thatfache hervor, daß Niemand es wagte, einer armen jungen Frau, deren Kleider unglücklicherweise am Sonnabend in Brand gerietzen, Hülfe zu leisten, obgleich sie von ihrer Familie umringt war, unter der sich mehrere erwachsene Männer befanden. Sie hätte daher unfehlbar ihren Tod gefunden, wenn sie nicht aus dem Hause gestürzt und auf der Straße einem Muselman begegnet wäre, durch dessen Beistand sie gerettet wurde. *)

Wir saßen noch bei Tisch, als sich plötzlich der Ton einer Zimbel vernommen ließ, der von dem heiseren Geschrei der Weiber und dem näselnden Geheule der Männer begleitet wurde. Es war eine Braut, die man ihrem Verlobten zuführte. Der Zug hielt unter unserem Fenster an, und zwar aus Artigkeit gegen die Fremden, die vielleicht wünschen mochten, den kostbaren und eigenthümlichen Schmuck der glücklichen Braut in Augenschein zu nehmen. Sie war in der That eine ungemein hübsche Jüdin und weiß wie das feinste Wachs; ihre Augen waren geschlossen, aber die Augenlider und Brauen waren so schön, wie sie ein Bräutigam nur verlangen konnte. Auf dem Kopfe trug sie eine reich mit Perlen und anderen Edelsteinen gezierter Diara, ein Gewand von rothem Goldstoff schloß sich um ihre jungfräulichen Glieder, und ihre schlankte Gestalt war mit einem Halsbande, Armbändern und Knöchelbändern von antiker Form beladen. Mit Strümpfen waren ihre Füße nicht versehen, wohl aber mit vergoldeten rothledernen Schuhen. Von brennenden Fackeln umgeben, schritt sie, auf ihre nächsten Verwandten gestützt, einher; jede Muskel ihres Gesichtes war unbeweglich, wie es die strengen Gebote ihrer Religion erheischten, und die arme Braut glück auf diese Weise mehr einem Automaten, als einem lebenden Mädchen an ihrem Hochzeitstage.

Mannigfaltiges.

— Mogador und der marokkanische Handel. Erfolgreicher als vor dem gleichzeitig von den englischen Kanonen Gibraltar's in seiner Unabhängigkeit beschützten Tanger, scheint die französische Flotte vor dem zweiten Hafen Marokko's, welches jedoch der erste seines auswärtigen Handels ist, operirt zu haben. Mogador, von den Einwohnern Sueriah genannt, liegt unter 31° 28' N. B. an der Küste der Provinz Sahara und hat, da es erst im Jahre 1760 unter der Leitung europäischer Architekten angelegt wurde, ein nicht bloß sehr malerisches, sondern auch ziemlich regelmäßiges Aussehen. Die Stadt selbst liegt auf einer Halbinsel, in einer sehr sandigen und wüsten Gegend, weshalb es hier nur Cisternenwasser giebt und die Lebensmittel von weit her gebracht werden müssen. In keinem Falle eignet sich daher der Platz zu einer militärischen Besetzung, und nur der Schade, der dadurch dem marokkanischen Handel zugefügt wird, welcher die Schatzkammern des Sultans füllen hilft, kann die Franzosen bewogen haben, vorzugsweise dort einen Angriff zu unternehmen. Der Stadt gegenüber liegt die ebenfalls Mogador genannte kleine Insel, auf welcher sich Magazine und die eigentlichen Festungswerke befinden. Die Zahl der Einwohner, sowohl der Stadt als der Insel, wird auf 20,000 geschätzt, unter denen sich 4000 Juden befinden, die hauptsächlich den Handel mit England betreiben, wo auch — namentlich in London — mehrere Häuser sogenannter portugiesischer Juden aus Mogador etablirt, von welchen Letzteren Einige mit den Herren Montefiore und Rothschild verschwägert sind. Inzwischen hat der marokkanische Handel in Folge der ihm vom Sultan Muley Abderrahman auferlegten Lasten in der letzten Zeit sehr abgenommen: im Jahre 1842 betrug der Werth sämmtlicher europäischer Waaren, die in Marokko eingeführt wurden, 9 Mill. Fr., von denen England allein 8 Mill., Frankreich ungefähr 800,000, Portugal 74,000, Spanien 53,000 und Belgien 67,000 Fr. lieferte. Außerdem wurden in diesem Jahre hieher eingeführt 1,250,000 Fr., und zwar aus England 538,000 Fr., Frankreich 315,000 Fr., Spanien 170,000 Fr. und Portugal 31,000 Fr., so daß im Ganzen 10,283,000 Fr. importirt wurden, wovon 8,538,000 Fr. auf England allein kamen. Ausgeführt wurde im Jahre 1842 nach England für 3,720,000 Fr., nach Frankreich und Algerien für 1,638,000, nach Spanien für 249,000, nach Portugal für 233,000, nach Belgien für 30,000 und nach den Vereinigten Staaten für 26,000 Fr. Die Ausfuhr bestand hauptsächlich in Ziegenfellen und ungegerbten Häuten für 1,836,000 Fr., in Wolle für 638,000, in getrockneten und anderen Früchten für 656,000, Wachs für 597,000, Gummi für 491,000 Fr. u. c. Ein Hauptfabrications-Artikel des Landes, das Maroquin, ist jetzt kaum mehr ein Gegenstand der Ausfuhr; nicht mehr als 33,000 Fr. betrug im J. 1842 der Werth dieses sowohl unverarbeitet als in Schuhen ausgeführten Fabrikates. Im Ganzen ist jedoch aus obigen Angaben zu ersehen, wie wichtig für England die Aufrechterhaltung des marokkanischen Handels sey.

— Polnische Literatur. Von der Uebersetzungs-Bibliothek ausgewählter Schriften der lebenden polnischen Schriftsteller, welche unter der Redaction von A. Mauritiu's im Verlage von C. G. von Puttkammer erscheint, liegt jetzt die erste Lieferung vor, bestehend aus dem Sittengemälde „Leben und Thaten des Fürsten Felix Doboschinski von Dobojska.“ Die weite Verbreitung der von dem talentreichen und fruchtbarsten Professor Starbel her-

*) Dieses Geschichtchen ist wohl nicht ganz wahr, denn der Thalmud gestattet den Juden, und zwar den afrikanischen eben so gut wie den europäischen, die Sabbathgesetze zu übertreten, sobald ein Menschenleben in Gefahr ist oder die Sicherheit der Stadt (bei einer Feuersbrunst) und die Vertheidigung des Landes es erheischt.

rührenden und fast durchweg in humoristischem Tone gehaltenen Charakteristischen Arbeiten läßt schließen, daß es eine glückliche Wahl war, mit diesem polnischen „Gil Blas“ das Unternehmen zu beginnen.

Gleichzeitig erschien in demselben Verlage eine von Mauritiu's verfaßte Broschüre, betitelt: „Preußens Verhältnis zu seinen polnischen Landesheilen.“ Obgleich unser Blatt, zu welchem der Verfasser in Beziehung steht, sich eines näheren Urtheils über dessen vorgenannte Schrift enthalten muß, so glauben wir doch ausprechen zu können, daß dieselbe in einem sehr geeigneten Zeitpunkt gekommen ist, um die über die darin besprochenen Verhältnisse obwaltenden Zweifel und Streitigkeiten — namentlich über das Sprachverhältnis der betreffenden Gebiete — sowohl im Interesse der Behörden als des theilhaftigen Publikums einer Ausgleichung entgegenzuführen zu helfen.

— Erfindung der Hängebrücken durch die Chinesen vor 1600 Jahren. Den merkwürdigsten Beweis der mechanischen Kenntnisse und Geschicklichkeit der Chinesen zu jener entfernten Periode liefern ihre hängenden Brücken, deren Erfindung man der Dynastie der Han zuschreibt. Nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller ihrer historischen und geographischen Schriftsteller, war es Schang-Lieng, der Ober-Befehlshaber der Armee unter Käu-Tsu, dem ersten der Han, der die Wegebauten durch die im Westen der Hauptstadt gelegene Provinz Schen-se unternahm, deren hohe Berge und tiefe Schluchten die Verbindungen erschwerten und die man von der Hauptstadt aus nur auf Umwegen erreichen konnte. Mit einer Masse von 100,000 Arbeitern durchstach Schang-Lieng die Berge, füllte die Thäler mit der Erde aus, die ihm jene Ausgrabungen verschafften, und wo dieses nicht hinreichte, um die zu einem Wege erforderliche Höhe zu erlangen, baute er Brücken, die auf Pfeilern oder Vorsprüngen ruhten. Bei anderen Stellen, wo die Berge durch tiefe Schluchten getrennt waren, faßte er den kühnen Plan, hängende Brücken zu errichten, die sich von einem Abhange zum anderen erstreckten. Diese Brücken, welche die chinesischen Schriftsteller sehr passend „fliegende“ nennen und die heutzutage als äußerst zahlreich geschildert werden, sind mitunter so hoch, daß man sie nicht ohne Schrecken passieren kann; so erstreckt sich eine von ihnen, die noch jetzt in Schen-se zu sehen ist, von Berg zu Berg in einer Länge von 400 Fuß über einen 500 Fuß tiefen Abgrund. Die meisten dieser fliegenden Brücken sind so breit, daß vier Mann zu Pferde neben einander hinüberreiten können, und an beiden Seiten befinden sich Geländer zum Schutze der Reisenden. Es ist keinesweges unwahrscheinlich (wie Pautbier meint), daß die Missionaire, die vor mehr als einem Jahrhundert die Thatfache berichteten, daß die Chinesen hängende Brücken hätten, und daß viele derselben von Eisen wären, den europäischen Ingenieuren den ersten Wink gaben, auch ihrerseits dergleichen Werke zu unternehmen.

Bibliographie. *)

Schweden.

Corpus juris Sueo-Gotorum antiqui. Vol. 6. Samling af Sveriges gamla lagar, på Kongl. Maj:ts — befallning utgifven af C. J. Schlyter. Band 6. Helsingelagen. Kristou-balken af Smålands-lagen. Bjärköarätten. — Auch mit d. Titel: Codex juris Helsingiel. codicis juris Smalundici pars de re ecclesiastica, et juris urbi codex antiquior cum notis criticis, variis lectionibus, glossariis et iudicibus nominum priorum. Helsingelagen. Kristou-balken af Smålands-lagen och Bjärköarätten, utgifne af C. J. Schlyter. 4. mit 4 Facim. Lund. 4 rd. — Diese, im J. 1827 von Schlyter (Prof. in Lund), gemeinschaftlich mit Cellin, begonnene Sammlung der alten schwedischen Gesetze wird stets in den bedeutendsten Erscheinungen der schwedischen Literatur gehören.

F. Schrevilius Läröbok i Sveriges allmänna nu gällanda civil-rätt. Del 1. Inledning. 8. Lund. 1 rd. 24 sk.

C. Naumann Sveriges statsförfattnings-rätt. Band 1. 12. Stockholm. 2 rd. 24 s. Yttranden rörande verkan af varm blüsters begagnande i jern-handteringen. Till trycket befordrade på Jern-Kokkorets bekostnad. 8. Stockh. 40 sk.

S. Lovén Åraberättelien om zoologiens framsteg under åren 1840—42 till Kongl. Vetenskaps-Akademiens utgifven. Del 3. 8. Stockh. 2 rd.

Von den durch den Tod des Königs veranlaßten Werken erwähnen wir nur die von Prof. Geijer auf hebräer Befehl gefertigten und bei dem Begräbniß in der Bibbarholmskirche geleistete Denkschrift: Personaller öfver Carl XIV Johan. Karaktärsdrag och bedrifter. En återblick från Hans graf. 8. mit Vert. Stockh. 16 sk. — Diefelbe erlebte schnell eine zweite Auflage und eine deutsche Uebersetzung von Dietrich (Stoekholm. 36 sk.). Sprache und Darstellung darin sind gleich vorzüglich.

Förslag till ändringar i Sveriges grundlag, enligt 1841 års riksdagsbeslut hvilande till den behandling, som regerings-formens 36 och 81 §§. föreskriva. 8. Stockh. 40 sk. — Wichtiger Beitrag zur Geschichte der Reichstags. Verf. ist, wie man weiß, der Graf R. G. Spenge, der seit Jahren Mitglied aller Reichstags war und mit Auszeichnung auf Seiten der Opposition stand. Er starb kurz nach dem Erscheinen der Schrift.

Auch in Schweden hat sich neuerdings zu Stoekholm eine Gesellschaft (Svenska Fornskrift-Sällskapet) zu dem Zweck gebildet, ältere interessante Werke der schwedischen Literatur bekannt zu machen. Ihre Statuten sind gedruckt: Statgar för Svenska Fornskrift-Sällskapet, beslutade och antagne i Stockholm den 1 december 1841. 8. 8. Stockh. Bereits erschien auch ein erster Band der von ihr herausgegebenen Werke: Samlingar utgifna af Svenska Fornskrift-Sällskapet. Del 1. — Auch mit d. Titel: Flores och Banzerflor. En kärleks-dikt från medeltiden. Efter gamla handskrifter af G. E. Klemming. 8. mit 1 Facim. Stockh. 1 rd. 32 sk.

Herman Säterberg Bloomorna vid vägen. Dikter. Häft 2. 8. mit 4 Musik-Beilagen. Stockh. 44 sk. — Talentvoller junger Dichter. Mehrere seiner Gedichte, i. B. sein Svensk folksång, von Berwald in Musik gesetzt, sind Lieblingslieder des Volkes geworden.

Emilie Carlén Fideikommisset. Roman. Del 1—2. 8. Stockh. Subscr. in Stoekholm: 3 rd. — Die Verf., früher unter dem Namen Flygare-Carlén bekannt, wird, nachdem man denselben in Deutschland mißbraucht, sich künftig nur Carlén, nach ihrem Manne, nennen.

Nova acta regiae Societatis scientiarum Upsaliensis. Vol. 12. 4. mit 3 Kyst. Upsallae. — Unter den darin enthaltenen zehn Abhandlungen sind fünf mathematischen Inhalts.

Forsökningar früber angesejter Werke: Zetterstedt Diptera Scandinaviae. Tomus 2. — Handlingar till Sveriges reformations- och kyrkohistoria under konung Gustaf I. Band 2. Häft 1. — Biographiskt lexicon öfver namnkunnige Svenska män. Band 10. Häft 1. — Sveriges store män. Häft 34.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Usher u. Co., hieselbst, zu beziehen.